

**Bericht zur 7. Tagung der Reihe „Blickwinkel. Antisemitismuskritisches Forum für Bildung und Wissenschaft“**  
Kassel 9. & 10. Juni 2016

## „Kommunikation: Latenzen – Projektionen – Handlungsfelder“

### **Autorin:**

Christa Kaletsch, Frankfurt

### **Veranstalter\*innen:**

Stiftung „Erinnerung, Verantwortung, Zukunft“, Berlin

Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin

Bildungsstätte Anne Frank, Frankfurt

Pädagogisches Zentrum des Fritz Bauer-Instituts und des Jüdischen Museums, Frankfurt

### **Veranstaltungsort:**

Rathaus der Stadt Kassel

Obere Königsstraße 8

34117 Kassel

Durch die Beschäftigung mit den politisch-diskursiven Sagbarkeitsfeldern von Antisemitismus rückten die Rituale der sogenannten Mitte der Gesellschaft in den Mittelpunkt des Interesses der Tagungsreihe. Aktuelle Erscheinungsformen von Antisemitismus in unhinterfragt dominanten und damit nicht markierten Diskursen, wurden verstärkt in den Blick genommen und damit der Gefahr der Externalisierung in der Auseinandersetzung mit Antisemitismus bewusst konstruktiv begegnet. Auf der Folie der 1986 von Werner Bergmann und Rainer Erb beschriebenen Kommunikationslatenz wurden sowohl die subtilen Formen von Antisemitismus in den Blick genommen als auch manifeste, eindeutige Artikulationen thematisiert. Dabei konnten die psychischen Funktionen von Antisemitismus verdeutlicht und eine Auseinandersetzung mit bewussten Formen – insbesondere der Leidenschaft, antisemitische Bilder zu genießen – angestoßen werden. Die Frage, inwieweit bei einer durchaus feststellbaren Verschiebung der Grenze des öffentlich Sagbaren, insbesondere der Erscheinungsformen des sekundären und israelbezogenen Antisemitismus, weiterhin von einer Kommunikationslatenz gesprochen werden kann, blieb am Ende der Tagung offen.

**MERON MENDEL** (Frankfurt) wies eingangs darauf hin, dass sich das Team bei der Tagungskonzeptionierung durchaus bewusst sei, wie weit das Thema der diesjährigen Tagung gefasst sei und verdeutlichte, es gehe vor allem darum, „das Spannungsfeld zwischen Gesprochenem und Unausgesprochenem, zwischen Text und Subtext, zwischen Offensichtlichem und Latentem zu beleuchten“. Auf die wiederkehrenden Tabubrüche (beispielsweise von Walser, Hohmann und Augstein) in öffentlichen Diskursen verweisend, benannte Mendel das europaweite Erstarken des Rechtspopulismus als neue Herausforderung in der Auseinandersetzung mit Antisemitismus.

Unter dem Titel „Zwischen Intention und Unbewusstem. Antisemitische Artikulationen in der Alltagskommunikation“ widmete sich **SEBASTIAN WINTER** (Bielefeld) der subjektiven Grundlage des Antisemitismus. Dabei beleuchtete er die psychische Funktion antisemitischer Haltungen und wies auf den engen Zusammenhang zwischen nationaler Identifikation und (sekundärem) Antisemitismus hin.

Eingangs stellte Winter schlaglichtartig Ergebnisse drei verschiedener an Schulen durchgeführter Antisemitismus-Studien vor: 1) Beyer und Krumpel (2010) haben mittels eines experimentellen

Forschungsdesigns mit Schüler\_innen nachgewiesen, dass die Kommunikationslatenz weiterhin wirkmächtig sei. 2) Antisemitismus könne als verbindendes /integrierendes Moment bei der Konstruktion von Zugehörigkeit zum nationalen Kollektiv, auch jenseits rassistischer Trennlinien, dienen (Katharina Mayer, unveröffentlichte Masterarbeit). 3) Die Auseinandersetzung mit dem eigenen Involviertsein in den Antisemitismus wird von Pädagog\_innen durch eine spezifische Wahrnehmung von Antisemitismus abgewehrt. Indem Antisemitismus einzig als Problem „der Muslime“ wahrgenommen wird, findet eine Externalisierung des Antisemitismus statt (Stender 2010).

Winter hob im Anschluss hervor, dass antisemitische Haltungen nach 1945 bestehen geblieben seien, „nicht trotz, sondern auch weil sie nicht öffentlich thematisiert, sondern als abwesend behandelt wurden.“ Die sozialpsychologische Genese dieser antisemitischen Haltungen bildeten den Schwerpunkt seiner Erläuterungen. Mit Kants Ausführungen über „Aufklärung als Ausgang aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit“ lieferte Winter eine Verstehensgrundlage. Er zitierte: „Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht aus Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines andern zu bedienen.“ Und weiter: „Es ist also für jeden einzelnen Menschen schwer, sich aus der [...] Unmündigkeit herauszuarbeiten. Er hat sie sogar liebgewonnen [...].“ Hierin liege die Aufklärungsresistenz des Antisemitismus begründet: Er sei nicht durch richtige Informationen zu widerlegen, da es dem\_ der Antisemit\_in nicht an Wissen fehle, sondern an Mut, sich des eigenen Verstandes zu bedienen – und dieser Mut fehle, da er/sie die Unmündigkeit bzw. den Antisemitismus liebgewonnen habe, bedeute er doch einen psychischen Gewinn. Mit Sartre bestimmte Winter den Antisemitismus deshalb nicht als Gedanke, sondern „vor allem als Leidenschaft“.

Winter arbeitete die projektive Funktion des Antisemitismus heraus: Mit Verweis auf Horkheimer und Adorno führte Winter den Begriff der „pathischen Projektion“ ein und verdeutlichte die gemeinschaftsbildende und zugehörigkeitsstiftende Funktion des Antisemitismus. Hier wurde deutlich, dass auch bei einer Betrachtung des antisemitischen Subjekts der Antisemitismus nicht als individualpsychologisches Problem verstanden werden kann, sondern einzig sozialpsychologisch zu erklären ist. Die Identifikation mit dem eigenen konstruierten (nationalen, völkischen) Kollektiv und das damit verbundene Erleben von Einheit und gemeinsamer Stärke – der „kollektive Narzissmus“ (Adorno) – habe grundlegende Bedeutung für den Antisemitismus, denn diese Identifikation ermögliche eine scheinbare Realisierung des Wunschs nach absoluter, bruchloser Identität mit sich selbst und dem eigenen Kollektiv. Diese Realisierung müsse aber immer eine Illusion bleiben, da die Unterordnung unter das Kollektiv bei allem Erleben von gemeinsamer Stärke auch eine „narzisstische Kränkung“ der Einzelnen bedeute („Du bist nichts, dein Volk ist alles!“) und die mit dem Kollektiv identifizierten Einzelnen immer Subjekte blieben, die in zwischenmenschlichen Beziehungen Gefühle von Angst, Begehren, Wut, Neid erlebten – Ambivalenzen, Widersprüchlichkeiten und Konflikte also, die zu der bruchlosen Identität mit sich selbst und der Identifikation miteinander über das identitäre Kollektiv in Widerspruch stehen und ihre Unmöglichkeit aufzeigen. Daher müssten diese abgewehrt werden: „Um all dies Störende nicht als Teil des eigenen Fühlens erleben zu müssen“, so Winter, brauche es äußere Feinde, auf die es projiziert werden könne. Im Antisemitismus lasse sich das Gefühl der „inneren Zerrissenheit des Subjekts“ kompensieren.

Diese Erkenntnisse, die auf Grundlage der Freud'schen Massenpsychologie bei der Erklärung des historischen Nationalsozialismus gewonnen wurden, bezog Winter abschließend explizit auf die postnationalsozialistische Gesellschaft. Hier war die zentrale Einsicht, dass nach 1945 nicht mit dem kollektiven Narzissmus gebrochen wurde, er sich vielmehr neuen Realisierungsbedingungen anpassen musste. Im Vergleich zu der bis in die 80er Jahre anhaltenden Strategie der Verleugnung der NS-Verbrechen, habe sich bis in die Gegenwart die Konstruktion einer „gelungenen Aufarbeitung der Vergangenheit“ entwickelt, aus der wiederum ein positives nationales Selbstbild abgeleitet werde:

„Die deutsche Vergangenheit ist vom höchstens schamvoll eingestandenen nationalen Schandfleck qua ‚Aufarbeitung‘ zur Quelle moralischer Strahlkraft und Selbstgefälligkeit geworden.“ Darin verbirgt sich jedoch die Gefahr eines sekundären Antisemitismus, der zunehmend stark formuliert wird. Gefühle der Zweifel daran, die unfassbaren NS-Verbrechen „erfolgreich bearbeiten“ zu können, bleiben bestehen. Diese berechnete Skepsis wird jedoch nach Außen projiziert. Jüdinnen und Juden können auf dieser Grundlage als unnachgiebig auf einer kritischen Auseinandersetzung beharrend, als nicht vergebend konstruiert werden. Diese Spielart des sekundären Antisemitismus ist weit verbreitet und findet sich nicht nur in den Diskursen von Pegida und AfD.

In ihrem Vortrag zu „Sprache und Macht“ kontrastierte **NIKITA DHAWAN** (Innsbruck) die Bedeutung der Redefreiheit als Zentrum liberal-demokratischer Gesellschaftsvorstellungen mit Erkenntnissen aus der postkolonialen Theorie und gab damit der Auseinandersetzung um „Hate Speech“ erweiternde Impulse.

Ihre vielfältige Denk- und Diskursräume berührenden Überlegungen startete die Philosophin mit einem Hinweis auf Umberto Eco's „Im Namen der Rose“ (1986) und führte damit zwei zentrale Aspekte ein: das Recht auf Meinungsfreiheit – das ja immer auch Informationsfreiheit bedeutet – und die Kraft des Humors. Dhawan fokussierte den Kern des historischen Romans auf die Erkenntnis: Nichts fürchteten die Mönche mehr als „das Lachen“. Denn „das Lachen tötet die Furcht. Und ohne Furcht kein Glauben“. Mit Blick auf aktuelle Auseinandersetzungen über Karikaturen/Satire, die rassistische und antisemitische Konstruktionen reproduzieren, leuchtete Dhawan zunächst das Spannungsfeld zwischen Redefreiheit und deren Begrenzung durch staatliche Eingriffe aus.

Dhawan ordnete diese dann bezugnehmend auf John Stuart Mill in einen größeren Zusammenhang und arbeitete die Bedeutung des Sprechens und Gegensprechens im Verständnis der deliberativen Demokratie heraus. Dem Sprechen werde in der liberal-demokratischen Tradition primär die Funktion der politischen Ermächtigung zugesprochen. Dhawan verdeutlichte, dass in diesem Konzept Gewalt aus dem Wirkungsbereich der Sprache ausgeschlossen werde. „Sie ist entweder etwas ihr Äußerliches oder etwas sie Bedrohendes und bildet insofern ein Hindernis für die Betätigung freier politischer Rede.“ Dieses Verständnis erklärt, warum Dhawan bei der Auseinandersetzung mit (straf)rechtlicher Betrachtung verletzender (rassistischer, antisemitischer) Rede auf den Begriff der Zensur verweist. Eingriffe in die Meinungsfreiheit zugunsten des Schutz der seelischen und körperlichen Unversehrtheit und Wahrung der Integrität des Einzelnen sind in Gesellschaften einer liberal-demokratischen Tradition immer auch auf der Folie des besonderen Rechts auf freie Rede – die als Eckpfeiler der Demokratie in allen Verfassungen formuliert sei – zu sehen. Dhawan beschrieb daher einleitend die juristischen Bewertungen von *Hate Speech* in verschiedenen Staaten: ausgehend von den USA, die diesbezüglich gar keine Einschränkung der Meinungsfreiheit vorsieht, über Frankreich, Österreich und Deutschland, die hohe Hindernisse gegen *Hate Speech* errichtet haben und Großbritannien und Ungarn, in denen viele Formen von *Hate Speech* geschützt sind.

Dhawan lenkte die Aufmerksamkeit auf die Gewalt in gesellschaftlichen Diskursen und benannte den von den Poststrukturalisten eingeleiteten Paradigmenwechsel (*linguistic turn*). Die Poststrukturalisten fokussierten auf die untrennbare Verknüpfung von Gewalt und Sprache und verdeutlichten, dass die Macht des Sprechens Unterdrückung produziere. Aus den postkolonialen Ansätzen und insbesondere den Arbeiten Spivaks leitete Dhawan den Impuls ab, einen kritischen Blick darauf zu richten, wie Sprechen, Schweigen und Gewalt interagieren, sich ergänzen und begrenzen. Die Auseinandersetzung mit *Hate Speech* kann daher auch auf der Folie des „Kampfs um Selbstbehauptung“ gesellschaftlich minorisierter Positionen betrachtet werden. In der Diskussion des ethischen Dilemmas der Notwendigkeit und/oder (Un)Möglichkeit staatlicher Eingriffe in die Redefreiheit zur Ahndung von Verletzungen führte Dhawan insbesondere die Überlegungen Butlers aus, die sich deutlich gegen

staatliche Eingriffe ausspricht und das Modell der Gegenrede favorisiert. Nach Butler produziere der Staat selbst *Hate Speech*, indem er die sprachliche Äußerung eines einzelnen Subjekts verurteilt und die strukturellen Bedingungen von Diskriminierung nicht thematisiert. Butlers Ansatz zielt vielmehr auf Veränderbarkeit gesellschaftlicher Verhältnisse durch einen in sprachtheoretische Kontexte eingebundenen politischen Widerstand. Durch die „Wiederholung“ und damit verbundene „Verschiebung“ könne eine subversive Umdeutung diskriminierender Begriffe geschehen. Als Beispiel benannte Dhawan das selbstermächtigende Aufgreifen von Schimpfworten der davon markierten Gruppen. Dhawan ließ die Bewertung offen, was staatlich reguliert werden dürfte oder könnte.

Fragen der (Re)präsentation von (konstruierten) Identitäten standen (wiederum) im Mittelpunkt **DANIEL WILDMANN**s (London) Ausführungen zu „Deutsche TV-Krimis und deutsche Emotionen: Juden im Tatort“, mit denen der Historiker und Leiter des Leo Baeck Institute London erhellende Einblicke in sein aktuelles Forschungsprojekt gewährte. Im Zentrum seiner Ausführungen standen ein Tatort aus dem Jahre 2003 mit der in Konstanz tätigen Kommissarin Klara Blum und ein Kriminalfilm aus dem Jahre 2004, in dem der ehemalige Duisburger Tatort-Kommissar Horst Schimanski nun der Serie sogar titelgebend als Privatdetektiv tätig ist.

Wildmann begann seine Ausführungen, indem er zunächst die Relevanz des Phänomens Tatort oder anderer Kriminalfilme in der Alltagskultur der deutschen Gesellschaft herausarbeitete: Zur aller besten Sendezeit (sonntags um 20.15 Uhr) ist der Tatort ein Medienereignis, zu dem Menschen u.a. auch im *Public Viewing* zusammenkommen und das regelmäßig Gesprächsthema unter Freund\_innen, Nachbarn und Kolleg\_innen ist. In der Tatort-Serie werden aktuelle gesellschaftspolitische Themen regelmäßig aufgegriffen und entsprechend meinungsbildend diskutiert. Mit seinen unterschiedlichen regionalen Bezügen bilden – so Wildmann – die Tatort-Filme die Vielfalt deutscher Identitäten ab. Der Historiker nimmt daher die Tatort-Serien als einen eindrucksvollen Einblick in Selbstverständnis und moralischen Vorstellungen der deutschen Gesellschaft wahr und betont deren Einfluss auf Haltungen und Wertvorstellungen des konstant großen Publikums.

In der Analyse wie, in welcher Rolle und mit welchen moralischen Implikationen Juden im Tatort (re)präsentiert werden und was dies über die Verfasstheit der deutschen Gesellschaft aussagen kann, steht im Forschungsinteresse Wildmanns. Im Anschluss an eine kurze Zusammenfassung der Geschichten von „Der Schächter“ (2003) und „Das Geheimnis des Golem“ (2004) präsentierte er seine Ergebnisse: Trotz der von beiden Regisseuren als dezidiert anti-antisemitische formulierten Motivation zur Entwicklung ihrer Drehbücher, werden in beiden Kriminalfilmen eine Vielzahl antisemitischer Stereotype reproduziert und Konstruktionen geliefert, die es den Zuschauer\_innen erlauben, mit den antisemitisch agierenden Täter\_innen und ihren Helfer\_innen Sympathie zu entwickeln und in den beiden Kommissar\_innen „gerechte“, „gute Deutsche“ zu erleben. In beiden Filmen werden Juden als rätselhaft, unansehnliche und schwächliche Wesen dargestellt, die ganz eindeutig nicht Teil der modernen, aufgeklärten Gesellschaft in Deutschland sein können. Wildmann arbeitete heraus, dass die in Deutschland lebenden jüdischen Figuren der Kriminalfilme durch den Erzählstrang und die Umstände, in denen sie auftreten, zu Anderen gemacht werden und aus dem Kollektiv der Deutschen ausgeschlossen werden. Selbst im Kampf gegen Antisemitismus werden die jüdischen Figuren in eine problematische Rolle gedrängt: die nicht-jüdische Deutsche Kommissarin wird als einsame kämpferische Gegnerin des Antisemitismus dargestellt. In der Logik des Tatortplots kommt ihr die Rolle zu, den vom Antisemitismus betroffenen Juden ermahnen zu können, sie in dem Kampf nicht alleine zu lassen. Darin zeigt sich die Problematik der Wahrnehmungsmuster der postnationalsozialistischen Gesellschaft, in der antisemitische Angriffe nicht als Angriffe auf Mitglieder der Gesellschaft (im Film auf den in Konstanz lebenden Jakob Leeb) wahrgenommen,

sondern als eine Störung des Selbstbildes: erfolgreich Antisemitismus bekämpft und damit „Lehren aus der Geschichte“ gezogen zu haben, erlebt werden.

Auf dem Hintergrund moralisch absolut integrierter, couragierter Kommissare, mit denen sich das Fernsehpublikum leicht und gerne identifizieren kann, präsentieren beide Filme eine Vielzahl antisemitischer Konstruktionen. Wildmann zieht daraus den Schluss, dass die Machart der Filme (Konstellationen der Figuren und ihr Handeln) es dem Publikum ermöglichen, „antisemitische Imaginationen ohne schlechte Gefühle und mit gutem Gewissen genießen zu können“.

Das sich anschließende Podium widmete sich dem Thema „Bilder von Juden in visuellen Medien: Erkenntnisse und Gesellschaftskritik“. Unter der Moderation von **GOTTFRIED KÖSSLER** (Frankfurt) gingen die zuvor impulsgebenden Winter, Dhawan und Wildmann, zunächst der Frage nach, warum ein Regisseur, der explizit einen Film gegen Antisemitismus machen möchte, antisemitische Imaginationen aufnimmt – und was das in Bezug auf die öffentliche Rede über Juden bedeutet. Wildmann versuchte dies mit dem ambivalenten Bedürfnis zu erklären, sich moralisch integer fühlen zu wollen und gleichzeitig in „antisemitischen Klischees schwelgen zu können“ und verwies dabei auf die Verfasstheit der postnationalsozialistischen Gesellschaft. Der Londoner Historiker nimmt in der deutschen Gesellschaft einen starken Wunsch wahr, der „gute Deutsche“ sein zu wollen, gleichzeitig seien die antisemitischen Affekte nicht überwunden. In diesem Zusammenhang verwies Dhawan auf die Ambivalenzen der (Re)Präsentationen von konstruiert Anderen und führte in Anlehnung an Edward Saids Konzept des *Orientalism* die Figur des „edlen Wilden“ ein. Die affektive Ebene mache Bildungsprozesse so schwierig. In der Skepsis gegenüber Aufklärung und Wissensvermittlung zur Überwindung von Antisemitismen zeigte sich das Podium einig. „Rassisten sind nicht rassistisch, weil sie die Statistik kennen“, begründete Winter seine klare Absage an Aufklärungsstrategien. Er hob die Bedeutung des psychoanalytischen Ansatzes hervor, der dazu beitrage, „innere Konflikte ins Bewusstsein zu heben, sie sichtbar zu machen und zu helfen zu erkennen, dass da Ambivalenzen sind“.

Ausgehend von der Beobachtung, dass man als „Vergangenheitsbewältigungs-Weltmeister“ sich die Erlaubnis erteilen könne, gewissermaßen von einer moralisch erhabenen Position heraus in Antisemitismus schwelgen zu können (Winter), stellte Wildmann die Grundannahme, dass es eine anti-antisemitische Norm im deutschen Diskurs gäbe, grundsätzlich in Frage. Er lenkte abschließend nochmals die Aufmerksamkeit auf seine Beobachtung, dass die im Tatort dargestellten Juden aus der deutschen Gesellschaft exkludiert wurden und dass diese Darstellung in den Medien keinen Widerspruch, keinen kritische Reflexion hervorgerufen habe. Darin zeigt sich, dass im kulturelldominanten Verständnis die Gesellschaft in Deutschland nicht als eine plurale Gesellschaft mit pluralen Individuen begriffen wird.

Antisemitismus artikuliert sich gegenwärtig insbesondere in subtilen Formen. Um der Unsicherheit im Umgang mit impliziten Artikulationen zu begegnen, bot **MATTHIAS JAKOB BECKER** (Berlin) Einblicke in „Linguistische Analysen antisemitischer User-Kommentare in gemäßigten Onlinemedien“ wie beispielsweise der ZEIT, Spiegel Online, der Welt und der taz. Da Antisemitismus fortwährenden Wandlungsprozessen unterworfen ist und dabei gleichzeitig zentrale Denkfiguren behält, führte der Linguist Becker antisemitische Konstruktionen in ihren jeweiligen historischen Kontexten ein und lies die Teilnehmenden an spezifischen Analysekrterien: Metaphern, Anspielungen, rhetorische Fragen und Ironie teilhaben. Über diese Analyse der sprachlichen Äußerungen lassen sich die zugrunde liegenden mentalen Konzepte rekonstruieren.

Deutlich wurde auch hier, dass Antisemitismus sich je nach Setting und darin enthaltenen Sagbarkeitsfeld stärker ex- oder implizit zeigt. Dabei wird häufig Bezug zum Nationalsozialismus hergestellt. Antisemitische Artikulationen beziehen sich oft auf Israel und den Nahostkonflikt, können aber auch ganz unabhängig davon auftreten und auf ein gesteigertes Bedürfnis nach positiver Identifikation mit Deutschland (Nationalismus) hinweisen. Die Teilnehmenden, die auf der Grundlage der von Becker vermittelten Kriterien an Textbeispielen Analyse und Bewertung der antisemitischen Artikulationen ausprobierten, erkannten die Notwendigkeit, die impliziten Formen erkennen zu können. Die Frage, was im Anschluss an die Analyse folgen könne, blieb dabei noch offen.

**MICHAEL HÖTTEMANN** (Marburg) und **ANNETTE LORENZ** (Frankfurt) boten ein Vertiefungsangebot zu Aushandlungen von Werten in der Kommunikation zum Nahostkonflikt an. Dabei wurden die Teilnehmer\_innen eingeladen, sich selbst mit dem Thema zu verknüpfen und ihre eigenen Narrative und Einstellungen zum Ausgangspunkt der Auseinandersetzung zu nehmen. Vor diesem Hintergrund bot Höttemann Einblicke in seine Forschungsarbeit, in der er auf der empirischen Grundlage von Gruppendiskussionen mit Studierenden Strukturen und Dynamiken in der Debatte über den Nahostkonflikt untersucht. Dabei stellte er heraus, dass die Auseinandersetzung mit dem Nahostkonflikt häufig wenig mit ihrem eigentlichen Gegenstand zu tun habe. Vielmehr kämen in ihr spezifische postnationalsozialistische Artikulationen zum Ausdruck, die sich etwa durch eine neues Schlusstrich- und Normalisierungsbedürfnis sowie durch die Verwendung eines reduzierten, d.h. tatsächlichen Antisemitismus häufig nicht erfassenden und damit entlastenden, Antisemitismusbegriffs zeigen. Der Austausch und die Diskussion eigener Erfahrungen, wie damit pädagogisch umzugehen sei, bildeten einen weiteren Schwerpunkt des Workshops.

Historisch ungenau, falsch und antisemitische Konstruktionen reproduzierend – so lässt sich der Befund der kritischen Auseinandersetzung mit der „Darstellungen von Jüdinnen und Juden in Schulbüchern“ zusammenfassen. **WOLFGANG GEIGER** (Frankfurt) gewährte Einblicke in seine gemeinsam mit Martin Liepach vorgelegte, sehr umfassende Studie, in der über siebzig verschiedene, aktuelle Schulbücher analysiert wurden. Ein Rätsel, in dem Textpassagen aus dem Brockhaus des Jahres 2004 auf ihre Richtigkeit hin untersucht werden sollten, eröffnete den Workshop. Auch hier ließen sich aus der Sicht der Teilnehmenden „erschreckend“ viele Fehldarstellungen finden.

Auf die Auseinandersetzung mit Bildern und Deutungen zum konstruierten Zusammenhang zwischen Juden und Geld legte Geiger eine besondere Aufmerksamkeit. Dieses in der Darstellung mittelalterlicher Geschichte eingeführte Topos entfaltet eine darüberhinausgehende, umfassende Bedeutung: fehlerhafte Darstellungen über die Exklusivität des Geldhandels und Verschuldung halten sich – trotz entsprechender Richtigstellung sowohl in der historischen Forschung, als auch in Empfehlungen an die Schulbuchverlage – und werden bemüht, um Antisemitismus zu erklären. In diesem Zusammenhang führte Geiger den Begriff der „falschen Klarheit“ (Adorno/Horkheimer) ein und verdeutlichte, die Wirkung des „Mythos vom christlichen Zinsverbot“. Keineswegs haben Juden im Mittelalter das Monopol auf Tätigkeiten im Finanzbereich gehabt. Ebenso wenig lässt sich historisch belegen, dass es zu Massenverschuldung bei Christen durch zu hohe Zinsen gekommen sei. Obwohl es mittlerweile eine Vielzahl von Publikationen gibt, in denen Historiker\_innen das Bild des „jüdischen Geldverleihers“ auflösen, wird die antisemitische Konstruktion wiederkehrend in Schulbüchern reproduziert. Den Autor\_innen fehle schlicht ein Erkenntnisinteresse, versuchte Geiger dies zu erklären: „was man vermeintlich sicher weiß, wird man nicht recherchieren“.

Differenzkategorien wahrzunehmen, sie bewusst zu machen und den (jugendlichen) Teilnehmenden zu helfen, aus ihnen auszusteigen – dies lässt sich als Empfehlung aus dem Vertiefungsangebot von **HEIKE RADVAN** (Berlin) ziehen. Auf der Grundlage ihrer Forschungsergebnisse stellte die Erziehungswissenschaftlerin Formen der „pädagogische(n) Kommunikation über Antisemitismus und

Interventionsformen in der offenen Jugendarbeit“ vor und verdeutlichte die Relevanz der Wahrnehmung für die Entwicklung gewinnbringender Handlungsoptionen.

Die Teilnehmenden konnten anhand der von Radvan angebotenen Feldstudien erkennen, wie zentral die Anerkennung des Konstruktionscharakters von Antisemitismus ist. In ihm werden Differenzmarkierungen entwickelt, aus der sich eine Aufwertung der konstruierten Eigengruppe bei gleichzeitiger Abwertung der als Fremdgruppe konstruiert Anderen ergibt. Nur wenn es Pädagog\_innen gelingt, selbst einen differenzierten Blick auf die Lerngruppe und die Mehrbezüglichkeit der Teilnehmenden zu entwickeln, Zuschreibungsmuster vermieden und/oder kritisch reflektiert werden, können antisemitische Konstruktionen wahrgenommen und die hinter den Projektionen liegenden Fragen bearbeitet werden. Fehlen kritische Auseinandersetzung mit eigenen dichotomen Bildern/Vorstellungen, laufen Pädagog\_innen Gefahr, Antisemitismen zu reproduzieren.

„Häufig machen wir etwas nicht“, benannte **MARINA CHERNIVSKY** eine wesentliche Beobachtung, auf die die Teilnehmenden in einer „nach Innen gerichteten“ Einstiegsübung selbst gestoßen waren. Die Gründe für das anhaltende Nichtthematisieren (Vermeiden und/oder Beschweigen) antisemitischer Aussagen können vielfältig sein – denn die die Kommunikation gestaltenden Personen sind sehr unterschiedlich von Diskriminierung betroffen. In ihrem Workshop zu: „Sensibilisierung und Reflexion zu Verhandlungen von Antisemitismus im Kontext von Beratungssituationen“ regte Chernivsky eine Auseinandersetzung mit den vielschichtigen Abwehrpraktiken und widersprüchlichen Distanzierungsstrategien an und ordnete diese in einen größeren Kontext. Dabei beleuchtete sie die Hintergründe des Phänomens der Übertragung sowohl auf der Ebene der Beziehung und Interaktion in Beratungssettings, als auch im Hinblick auf den transgenerationalen Prozess der Weitergabe von Wissensbeständen und emotionalen Erbschaften.

In dem für Berater\_innen konzipierte Fortbildungs- und Coaching-Ansatz geht es nicht um Biografie-Arbeit, sondern vielmehr um die Auseinandersetzung mit gesellschaftlich wirksame Muster. Ziel des machtkritischen, diskriminierungssensiblen Ansatzes ist es, Selbstreflexionsprozesse anzustoßen und dabei die Selbstwirksamkeit der Teilnehmenden zu stärken. Fragestellungen der Rollenklarheit, der Unterscheidung von Beratungs- und Fortbildungssettings und der Spezifik des *Empowerments* von Betroffenen standen im Mittelpunkt der sich der praktischen Übung anschließenden Diskussion. Die Teilnehmenden beeindruckte das behutsame Vorgehen. Gleichzeitig wurden auch die Grenzen dieses intensiven methodischen Zugangs im Rahmen eines Tagungssettings deutlich: Zeitfenster und Räumlichkeit erwiesen sich dabei als große Herausforderung.

Die Herausforderungen einer antisemitismuskritischen (Bildungs)Arbeit in einem heterogenen Lernraum konnten in dem von **DEBORAH KRIEG** (Frankfurt) angebotenen Workshop eindrücklich nachvollzogen werden. Im Zentrum stand die Arbeit mit einer die Teilnehmenden aktivierenden Methode, in der das Zusammenspiel von antisemitischem Wissen, Antisemitismus als sprachliche Praxis und Alltagserfahrung nachvollzogen und die Nichtwahrnehmung der Perspektive potentiell Betroffener thematisiert werden konnte. Bei der gemeinsamen Suche nach Handlungsoptionen, die geeignet erscheinen, die Bedürfnisse und das Recht auf Selbstbestimmtheit der Betroffenen zu achten, konnte die Komplexität der „konstruktiven Konfliktbearbeitung im Umgang mit Antisemitismus“ erfahrbar werden. Die Teilnehmenden stellten eine Diskrepanz zwischen theoretischer Beschäftigung mit Antisemitismus und der praktischen Ebene des Umgangs mit Antisemitismus in (pädagogischen) Räumen fest. Von großer Relevanz sind dabei die den Lernraum gestaltenden Pädagog\_innen. Sie können ein wesentlicher Teil der Lösung, aber auch das Problem sein.

Die Spezifika der Auseinandersetzung mit „Antisemitismus im Netz“ standen im Mittelpunkt der abschließenden Betrachtungen, bei der die Medienjournalistin **INGRID BRODNIG** (Wien) zunächst sehr plastische Einblicke in die Problematik rassistischer und antisemitischer Kommunikation in den

sozialen Medien gewährte, ehe **JUDITH RAHNER** (Berlin) in ihrem Impuls einen Schwerpunkt auf die (pädagogischen) Handlungsoptionen legte. Das von **JÁNOS ERKENS** (Frankfurt) moderierte Podiumsgespräch, bei dem die Referent\_innen miteinander ins Gespräch kamen, fokussierte die Frage: „was können Betroffene und betroffene Institutionen tun?“, um sich gegen Anfeindungen im Netz zu schützen.

Was macht das Besondere der Kommunikation im Netz aus? Welche Aussagen, der in der virtuellen Welt bemerkbaren Phänomene, lassen sich für offline Diskurse generalisieren? Und was bedeutet dies für zivilcouragiertes Handeln? Diese Fragestellungen standen im Fokus des Publikumsinteresses. Das Erleben von Meinungsvielfalt, sachlich geführten Diskussionen und dadurch mögliche Perspektiverweiterung der Kommunizierenden ist auch in der Kommunikation im Netz möglich, jedoch besteht bei online Mediennutzer\_innen die Gefahr der Reduktion und Radikalisierung von Weltbildern und Haltungen. Aufgrund nicht nur „menschlicher“, sondern insbesondere auch „technischer Faktoren“ entwickeln menschenverachtende Positionen eine Dominanz im Netz. Dadurch entstünde ein „falscher Eindruck. Diejenigen, die besonders radikal auftreten, sind nicht die Mehrheit“, betonte Brodnig und wies auf die Verantwortung der Medienunternehmer\_innen hin, durch deren intransparente Steuerungen, die verzerrten und verengten Wahrnehmungen begünstigenden „Echokammern“ und „Filterblasen“ entstünden.

Die Präsenz rassistischer und antisemitischer Positionen im Netz führe zu einer Normalisierung entsprechender Haltungen und habe das Verdrängen von dadurch marginalisierten Stimmen zur Folge. Diesen werde dadurch Teilhabechancen verwehrt, erläuterte Rahner und verdeutlichte: „online-Hass hat offline Effekte“ und verwies auf die Zunahme rassistischer Übergriffe auf Geflüchtete. Im Zentrum ihrer Überlegungen steht die Frage: „welche Auswirkung das Verrücken der Grenzen des Sagbaren auf die Betroffenen habe und wie Räume im Netz zurückerobert werden können“. Besondere Aufmerksamkeit erfuhren dabei zwei Hinweise der in der Praxisstelle antisemitismus- und rassismuskritischen Jugendarbeit tätigen Bildungsreferent\_in: sie schärfte den Blick dafür, in der Bildungsarbeit kritisch mit der Reproduktion rassistischer und antisemitischer Bilder umzugehen und empfahl auf die Verwendung von Beispielen zur Illustration der Phänomene zu verzichten. Darüber hinaus verwies sie auf die Schwierigkeit im Netz pädagogisch wirken zu können. Gute Erfahrungen hingegen konnte sie machen, wenn online Kommunikation offline in Jugendräume als problematisch markiert und dadurch eine medienkritische Auseinandersetzung eingeleitet werden konnte.

In ihrem Tagungskommentar nahm **ASTRID MESSERSCHMIDT** (Wuppertal) einzelne inhaltliche Aspekte der Vorträge und Workshops kritisch in den Blick, reformulierte wichtige Erkenntnisse der Tagung und gab Impulse für die weitere Auseinandersetzung.

Unter dem Titel „Verstand und Mut“ bemerkte e Messerschmidt einleitend, an verschiedenen Stellen der Tagung sei mehrfach affirmativ auf Kants Aufklärungsbegriff Bezug genommen worden so als gäbe es keine postkoloniale, feministische und dialektische Kritik an den historischen Signaturen des Vernunftbegriffs. Die diskursive Gewalt der klassischen Aufklärungsformel „Habe Mut, Dich Deines eigenen Verstandes zu bedienen“ sei unbenannt geblieben, obwohl auf Autoren der Differenz (Derrida) und der Nichtidentität (Adorno) Bezug genommen worden ist. Antisemitismuskritische Bildungsarbeit setze nicht einfach Aufklärung gegen Antisemitismus, sondern frage, warum Aufklärung nicht vor Antisemitismus schützt und was das mit der Art und Weise des Aufklärens zu tun hat.

Ausgehend von dem Begriffspaar „Sprechen und Schweigen“ hob Messerschmidt in ihrer nächsten Ausführung die Bedeutung von Butlers Konzept der Resignifikation hervor, das Nikita Dhawan in den Tagungsdiskurs eingebracht hatte. Die Leerstelle, die sich zwischen Zeichen und Bezeichnetem



auf, widerspreche dem Bedürfnis nach Kontrolle der Bedeutungen von Wörtern und ihrer Wirkungen – darin liege die Chance von Widerständigkeit.

Messerschmidt bestimmte zwei zentrale Funktionen des Antisemitismus: Gemeinschaftsbildung nach innen und Feindbildung nach außen. Antisemitismus sei jedoch häufig mit anderen Unterscheidungspraxen verflochten, weshalb eine eingehendere Auseinandersetzung mit den Wechselwirkungen zwischen Antisemitismus, Rassismus und Klassismus geboten sei. Hier könne an Erkenntnisse der Blickwinkel-Tagung in 2014 angeknüpft werden, die das Verhältnis von Antisemitismus und Rassismus zum Gegenstand hatte, schloss Messerschmidt ihre mit den Begriffen „Struktur und Identität“ eingeleiteten dritten Aspekt ab.

Unterschiedliche Arten und Weisen der „Rezeption und Besetzung“ von ein und demselben Begriffen und Konzepten standen im Mittelpunkt des vierten von Messerschmidt beleuchteten Aspekts. Ihrem eigentlichen Anspruch auf Selbstreflexion und Selbstkritik widersprechend, würden postkoloniale Ansätze auch in antiisraelischen Redefiguren projektiv eingesetzt. Ähnliches gelte für eine Kritik des Imperialismus, welche häufig in antikapitalistischen Zusammenhängen antiamerikanisch verwendet würde. Die Tagung habe die Chance geboten, sich über die politischen Kontexte der Aneignung dieser Begriffe und Konzepte klar zu werden.

Einer Trennung von Bildungspraxis und Theorie erteilte Messerschmidt in ihrer folgenden Ausführung zu „Bildungsarbeit“ eine klare Absage. Für die antisemitismuskritische Bildungsarbeit sei der Zusammenhang von beidem zentral. Messerschmidt hob auch hervor, dass Antisemitismus nicht als das Andere der Bildung verstanden werden könne, sondern selbst bilde, und zwar in dem Sinne, dass er Teil von Bildungssozialisation sei. Dies veranlasste sie zu der Einsicht, die antisemitismuskritische Bildungsarbeit benötige einen sich dieser immanenten Widersprüchlichkeit bewussten – gesellschaftstheoretischen – Bildungsbegriff.

Mit dem Stichwort „Methodologie“ schloss Messerschmidt ihren Tagungskommentar ab. Während die Vorurteilsforschung von bestehenden Gruppen ausgehe, stünde in anderen Forschungsansätzen die für den Antisemitismus zentralen Unterscheidungspraktiken in Wir und Nicht-Wir, also die Rekonstruktion von Prozessen der Gruppenkonstitution, im Mittelpunkt. Messerschmidt erkennt beide Zugänge als berechtigt an, weist jedoch auf die Notwendigkeit ihrer methodologischen Abgrenzung hin.

Die Tagung sorgte für eine Perspektiverweiterung in der Wahrnehmung von und Auseinandersetzung mit Antisemitismus. Zum einen gerieten aktuelle Artikulationsformen und ihre Funktionen stärker in den Blick. Insbesondere der an mehreren Stellen herausgearbeitete Zusammenhang zwischen einem sich steigernden Bedürfnis nach Formulierung nationalistischer Haltungen und der Zunahme sekundär antisemitischer Konstruktionen ist dabei m.E. von zentraler Bedeutung. Zum anderen zeigte sich, dass die Auseinandersetzung mit Antisemitismus über das Aufspüren tradierter, oft schwer zugänglicher Wissensbestände hinausgehen muss. Die Relevanz sozialpsychologischer Aspekte in der Beschäftigung mit der Persistenz antisemitischer Haltungen konnte deutlich werden. Antisemitismus artikuliert sich eben nicht nur in Form einer unbewussten Reproduktion von Stereotypen. Vielmehr muss auch von einer Passion, einem leidenschaftlichen Festhalten-Wollen an antisemitischen Welt- und Selbstbildern ausgegangen werden. So lässt sich auch erklären, warum trotz mittlerweile Jahrzehnte währenden Erfahrungen der Heterogenität der Gesellschaft in Deutschland diese immer noch als eine homogene Volksgemeinschaft imaginiert wird. Dass die auf dem historischen NS fußenden Grenzziehungen nicht nur von rechtspopulistischen Bewegungen – wie aktuell von Pegida und AfD – formuliert werden, sondern auch die Vorstellungen der sogenannten Mitte der Gesellschaft prägen, konnte die Medienanalyse Wildmanns eindrücklich vermitteln.

Die Tagung verdeutlichte erneut die Relevanz der Frage, welche Vorstellung die in Deutschland lebenden Menschen von der Verfasstheit der Gesellschaft entwickeln. Eine intensive Beschäftigung mit dem Konzept der pluralen Gesellschaft muss, um Differenzkonstruktionen überwinden zu können, unbedingt auch die Pluralität des Individuums in den Blick nehmen. Das zeigt sich insbesondere darin, Menschen konsequent in ihrer Mehrbezüglichkeit wahrzunehmen und Gelegenheitsräume zu schaffen, sich selbst in dieser erleben zu können. Wenn Wildmann von einer israelischen TV-Serie berichtete, die in einem Viertel spielt, in der orthodoxe Juden leben, die wiederum ganz selbstverständlich als Individuen mit ganz individuellen Problemen des Lebens: Heiraten, sich streiten, Verträge abschließen ... gezeigt werden, blitzt genau das auf. Es täte dem Tagungsdiskurs gut, stärker in diese Richtung zu denken und sich zu erlauben, konsequenter Impulse zur Perspektiverweiterung zu verfolgen. Im Hinblick auf eine entsprechend heterogenitäts-sensible Blickrichtung könnte eine kritische Reflexion angestoßen werden, wer als Tagungspublikum imaginiert und adressiert wird.

Darüber hinaus könnte es gewinnbringend sein, stärker Ansätze von Praktiker\_innen, die ihre Konzepte theoriebasiert entwickeln und ihre Arbeit entsprechend reflektieren, in den Blick zu nehmen. Die Angebote von Radvan und Chernivsky gaben hierzu wegweisende Impulse. Bisher verbleibt m.E. die Auseinandersetzung noch zu unverknüpft: es dominieren – sicher wichtige – Einblicke in Forschungsprojekte. Erkenntnisgewinne auf einer Handlungsebene für die pädagogische Praxis kommen dabei noch zu kurz.